

dtv

»Gegen zehn Uhr drängten sich die ersten Gäste zum Eingang eines Hauses am Dorfplatz.« Sieben Tage wird die arabische Hochzeitsfeier dauern. Zeit genug für Lutfi den Syrer, dem Bruder der Braut seine Lebensgeschichte zu erzählen. Die Geschichte seiner Kindheit und seiner aufregenden Abenteuer – in Damaskus und in Deutschland. Immer wieder hat es ihn mit falschen Papieren nach Frankfurt gezogen, und immer wieder ist er aufgegriffen und abgeschoben worden. Diesmal jedoch hofft er für länger zurückzukehren ins Land seiner Träume, zu seiner deutschen Freundin Molly und zum Flohmarkt am Main, wo beide Samstag für Samstag das »Paradies auf Erden« finden ...

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Er studierte Chemie mit Promotionsabschluss. Seit 1982 ist er freier Schriftsteller und zählt heute zu den erfolgreichsten Autoren deutscher Sprache. Für sein Werk, das in 24 Sprachen übersetzt wurde, erhielt er zahlreiche Preise und Auszeichnungen. Rafik Schami lebt in der Pfalz. Mehr über den Autor unter www.rafik-schami.de

Rafik Schami

Die Sehnsucht der Schwalbe

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2007
5. Auflage 2014
Erstveröffentlichung im Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München, im August 2002
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 2000 Carl Hanser Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21002-7

Für Mona und Mousa El-Sohsah,
meine großzügigen Freunde in der Fremde

Wie man in Tunbaki Langeweile überwindet



Der sommerliche Morgen entfaltet die Geräusche und Gerüche im Dorf Tunbaki. Ein Hahn rief aufgeregt am Straßenrand die Hühner zu sich, er war wohl auf ein paar Körner gestoßen. Als auch ein Rivale die Straße, den Hühnern folgend, überqueren wollte, plusterte sich der Hahn auf, breitete seine Flügel drohend aus und machte nur ein paar Schritte auf den schwächtigen Nebenbuhler zu. Das genügte, um ihn in die Flucht zu schlagen. Vom leichten Sieg beglückt, stolzierte der Hahn am Asphalt der Landstraße entlang, die ins Dorf führt, und krächte.

Über Tunbaki ist die Luft an solchen Tagen vom würzigen Duft der Tabakblätter erfüllt, die überall zum Trocknen hängen. Denn das Siebenhundertseelen-Dorf lebt seit Jahrhunderten vom Tabakanbau.

Doch die Zeiten sind schlechter geworden. Vom Tabak allein kann keiner mehr existieren. Fast jede Familie hat einen Sohn, der am Golf arbeitet und Geld nach Hause schickt. Man merkt das bereits, wenn man nach Tunbaki hineinfährt. Alle Häuser, die von den Emigranten bezahlt werden, sind eine Art Dauerbaustelle: halb fertige Stockwerke, mit Bauholz verschaltete Pfeiler, rohe Betondecken.

Manchmal sind es ganze Häuser, denen nur noch Fenster und Türen fehlen. Sie warten auf die nächste Überweisung vom Golf.

Das Dorf Tunbaki ist nicht gerade gesegnet mit schöner Natur. Und die Gerippe dieser halb fertigen Betonbauten machen eher den Eindruck eines Dorfes, das vom Krieg zerstört wurde. Touristen und Urlauber verirren sich selten hierher.

Man fragt sich als Fremder, warum die ersten Siedler überhaupt so dumm waren, sich für diese grüne Einöde zu entscheiden, statt dreißig Kilometer weiter nach Westen zu wandern und sich an der malerischen Küste des Mittelmeers niederzulassen. Doch man tut den Vorfahren unrecht. Kein Einziger von ihnen hatte sich freiwillig für diese langweilige Gegend entschieden. Ein Großgrundbesitzer, der selbst an der Küste residierte, hatte nach einem Kampf mit seinem Rivalen die fruchtbare Gegend erobert und seine Knechte hierher gebracht, damit sie für ihn Tabak anbauten. Als dann das Land Republik wurde und man die Knechtschaft abschaffte, verschwand der Besitzer, doch die Bauern blieben. Sie bauen noch heute Tabak an, der ausschließlich nach Holland exportiert wird, um dort für teures Geld als erstklassiger Pfeifentabak verkauft zu werden.

Gegen zehn Uhr drängten sich die ersten Gäste zum Eingang eines Hauses am Dorfplatz, dessen zweiter Stock immer noch aus nackten Betonpfeilern bestand, aus denen rostige Eisenstäbe ragten.

Um niemand den Auftakt der Hochzeit verpassen zu lassen, hatte man den offiziellen Beginn der Feierlichkeiten, die kirchliche Trauung, auf den Nachmittag festgesetzt. Ein Teil der Verwandtschaft und Freunde lebte nämlich in Damaskus, andere in Aleppo. Zwei Tanten reisten sogar mit ihren Familien aus der libanesischen Hauptstadt Beirut an.

Das Haus Hasbani war eine mächtige Familie, die schon

seit über fünfzig Jahren den Dorfältesten stellte. Dieses Amt, das immer vom Vater auf den Sohn überging, galt im Dorf als höchste Ehre. Der Staat hatte zwar das traditionelle Amt des Dorfältesten abgeschafft und durch das eines verordneten Bürgermeister ersetzt. Doch außer beim Stempeln von unwichtigen Dokumenten hatte der Vertreter der Regierung im Dorf nichts zu melden. Man nannte ihn den »Stempelmann«, während das Oberhaupt der Familie Hasbani immer noch stolz den Titel »Dorfältester« trug. Er schlichtete nach wie vor Streit oder regelte den Kauf und Verkauf von Grundstücken. Vor allem aber trat er als Richter bei heiklen Auseinandersetzungen auf, aus denen man den Staat heraushalten wollte, etwa bei blutigen Familienfehden, Betrug und Schmuggelgeschäften.

Auch das jetzige Familienoberhaupt, der alte Hasbani, der wie all die anderen Bauern Tabak pflanzte, hielt seine Hand über das Dorf. Sein einziger Sohn Ramsi, dem Tabak allein zu wenig war und der auf die altmodische Ehre, Dorfältester zu werden, keinen Wert legte, war jedoch nach dem Abitur nach Saudi-Arabien ausgewandert und hatte dort durch Glück und Hartnäckigkeit, wie es dieser Familie eigen war, bei einer amerikanischen Ölfirma eine gute Stelle bekommen.

Nun feierte die Familie Hasbani die Hochzeit dieses Sohnes. Die Eltern hatten für ihn Nasibe ausgewählt, die Tochter des Dorfbäckers Salman. Sie war nicht einmal sechzehn Jahre alt. Doch sie galt als tüchtig und schön und deshalb verfolgten sie die Blicke vieler schwärmender junger Männer. Etliche Familienoberhäupter hatten den Bäcker schon aufgesucht in der Hoffnung, Nasibe bald stolz als Schwiegertochter im Dorf vorzuführen.

Salman, der Bäcker, war arm und hatte bisher mit seiner Frau, seinem Sohn Barakat und seiner Tochter Nasibe Tag und Nacht arbeiten müssen, um von der winzigen Bäckerei leben zu können. Die beiden Lebensmittelgeschäfte im

Dorf machten ihm mit billigem Brot aus der nahen Brotfabrik das Leben schwer.

Salman, ein Schlitzohr, hatte in den vielen Bitten um die Hand seiner Tochter eine Chance gewittert, zu etwas Wohlstand zu kommen, und jede Anfrage in Hinblick auf ihren zukünftigen Gewinn für seine Familie geprüft. Kein Wunder, dass er sich schließlich für Ramsi entschieden hatte, der zwar fünfzehn Jahre älter als seine Tochter war, dessen Vater aber als der angesehenste Mann im Dorf galt.

Sicher, die Christen kennen kein Brautgeld, doch was die beiden Familienoberhäupter vereinbart hatten, erfuhr niemand, nicht einmal ihre Ehefrauen. Kurz nachdem der Bäcker die Verlobung seiner Tochter mit dem in der Fremde reich gewordenen Ramsi Hasbani bekannt gegeben und den Hochzeitstag festgelegt hatte, boten beide Lebensmittelgeschäfte kein Brot mehr an. Ja, von diesem Tag an kauften die beiden Händler sogar ihr eigenes Brot beim Bäcker Salman, der seitdem im Dorf wie ein Pfau herumstolzierte.

Seine Tochter Nasibe sollte nie wieder in der Bäckerei arbeiten. Sie sei, hatte der Vater gesagt, die zukünftige Frau eines hohen Angestellten bei den Amerikanern. Nasibe hatte dazu einen Berg schöner Kleider von den reichen zukünftigen Schwiegereltern bekommen und führte nun ein bequemes Leben, das von allen Gleichaltrigen neidisch beäugt wurde.

Ihre Mutter hatte schnell ihre ersten Bedenken verloren und sich mit der Hoffnung angefreundet, eine wohlhabende Tochter würde es niemals zulassen, dass ihre Mutter Hunger litte. Wie gut, dass sie nun zum mächtigen Hasbani zählen würden und keiner ihnen etwas antun könnte. Sie merkte das bereits am veränderten Verhalten der beiden Dorfpolizisten, die früher ihren Mann erpresst und fast täglich mit unnötigen Strafzetteln zur Verzweiflung gebracht hatten. Seit der Verlobung machten die beiden Halunken einen großen Bogen um die Bäckerei, als wäre sie eine Qua-

rantänestation für ansteckende Krankheiten. Ihre Frauen holten die tägliche Brotration mit gesenktem Blick, zahlten brav und meckerten auch dann nicht, wenn Salman ihnen aus Rache schlechte Brote einpackte.

Einzig der Bruder der Braut, Barakat, war gegen die Verbindung von Ramsi und Nasibe. Barakat konnte von klein auf die Familie Hasbani nicht ausstehen und hielt nun seinem Vater vor, er habe die eigene Tochter an die Hasbanis verkauft. Barakat wusste von seiner drei Jahre jüngeren Schwester, dass sie am liebsten den blassen Nachbarssohn Farid mochte. Er war ein Jahr jünger als Nasibe und hatte eine wunderschöne Stimme. Doch seine Eltern waren bettelarm. Barakat mochte den Jungen und merkte, wie er litt, dass Nasibe nun nicht nur einen anderen heiraten, sondern mit ihm auch noch nach Saudi-Arabien auswandern wollte.

Tagelang hatten sie gestritten, aber als die Schwester geweint und ihm vorgeworfen hatte, ihr das Glück nicht zu gönnen, ein bequemes Leben an der Seite eines Mannes zu führen, schwieg Barakat, der ohnehin sehr schüchtern und schweigsam war.

Es sollte ein rauschendes Fest werden. Ein Sänger und drei Köche aus der nahen Stadt Latakia sollten für das Wohlergehen der Gäste sorgen. Der Vater des Bräutigams hatte das überall verkündet und die Leute kamen in Scharen.

Kurz vor elf Uhr fuhr der Bus aus Damaskus unter fürchterlichem Gehupe in Tunbaki ein. Der Fahrer steuerte direkt auf das Haus der Hasbanis zu und hielt unmittelbar vor dem Eingang, als wolle er seinen Fahrgästen, die fast alle zur Hochzeit wollten, jede Mühe abnehmen nach der wilden Fahrt über die Autobahn und danach die halsbrecherischen Serpentinafen hinauf bis zum Dorf.

Lotfi stieg wie benommen aus und verfluchte in seinem Herzen den Fahrer, der ihm dreihundert Kilometer lang gezeigt hatte, was man beim Fahren alles falsch machen kann.

Lutfi schaute sich um. Und in diesem Augenblick ging ihm durch den Kopf, dass er mit dem Landleben kein bisschen vertraut war. Er war der geborene Städter. Er drehte sich um und sah Barakat, einen etwa Gleichaltrigen, der gerade dabei war, einen zu großen Tisch durch eine zu kleine Tür ins Haus zu bugsieren. Die Gäste mussten sich gedulden, denn der Bruder der Braut wurde mit dem Tisch nicht fertig.

Lutfi hätte am liebsten geholfen, doch er war bepackt mit einem Koffer und einem Geschenkkarton. Die Gastgeber hatten den Platz vor dem Haus nass gespritzt, um zu verhindern, dass Sand und Staub aufgewirbelt wurden. Lutfi konnte sein Gepäck deshalb nicht abstellen und so wartete auch er geduldig.

Erst die Hilfe zweier herbeieilender Männer machte das Weitergehen möglich. Der Tisch war endlich im Haus und der Eingang für die Gäste frei. Keuchend stand der junge Mann neben der Tür.

»Wo kann ich das Geschenk abgeben? Ich kenne mich hier nicht aus«, sagte Lutfi zu ihm. Barakat musterte den Fremden mit dem Reisekoffer in der einen Hand und dem großen Karton in der andern.

»Oben im ersten Stock, da ist das Brautpaar«, erwiderte er. Eine große Wanduhr schlug elf Mal, als Lutfi die Treppe hinaufging und sich unter die Feiernden mischte.

Als dieselbe Uhr mit rhythmischen metallenen Schlägen Mitternacht ankündigte, verließen Barakat und Lutfi das Haus der Hasbanis und machten sich auf den Weg zum etwas höher gelegenen Viertel, wo das Haus der Bäckerfamilie stand. Lutfi sollte dort während der Tage der Hochzeitsfeier zu Gast sein. In Tunbaki gab es noch kein Hotel, deshalb übernahmen Verwandte und Freunde beider Familien die Gastgeberrolle für alle Auswärtigen.

»Du hast mir heute Nachmittag gesagt, dass du in

Deutschland lebst. Warum bist du weggegangen?«, fragte Barakat, als er neben Lutfi auf dem Schotterweg herlief.

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Lutfi. Am liebsten hätte er sofort angefangen zu erzählen, aber er war wie erschlagen nach diesem Tag. Barakat führte ihn in eines der Gästezimmer, die von der Familie der Braut im ersten Stock hergerichtet worden waren. Er selbst bewohnte das Nachbarzimmer. Es war stockdunkel.

»Hier ist eine Taschenlampe, der Strom bricht in der Nacht oft zusammen. Die Toilette ist im Hof, hinten neben der Eingangstür. Du musst die Treppe hinunter und aus dem Haus und dann einfach geradeaus gehen«, sagte Barakat beim Abschied.

»Gute Nacht, weck mich, sobald du aufwachst«, erwiderte Lutfi. Barakat lachte.

»Vorsicht«, sagte er, »sag so etwas nie zu einem Bäcker. Wir müssen zwar jetzt in der Woche des Festes nicht arbeiten, denn mein Vater hat Bäckergehilfen aus der Stadt angeheuert, die das Dorf und die Hochzeitsgesellschaft mit Brot versorgen. Aber wenn du zehn Jahre lang Tag für Tag morgens um fünf aufgewacht bist, dann wachst du auch, wenn du frei hast, morgens um fünf auf«, ergänzte Barakat und winkte ab.

»Dann weck mich um fünf, aber mit einem Kaffee«, antwortete Lutfi.

»Warum?«

»Ich bin nicht hergekommen, um zu schlafen.«

»Ja, aber...« Barakat wollte aus Rücksicht auf den Gast seine Neugier bezwingen, doch Lutfi ließ ihm gar keine Chance.

»Kein Aber, weck mich und bring einen starken Mokka mit.«

»Na gut, wenn du willst. Dann bis später«, sagte Barakat und ging in sein Zimmer.

Lutfi schlief sofort ein.

Um Viertel nach fünf – der Morgen dämmerte schüchtern in der Ferne – erwachte er, weil die Tür geöffnet wurde. Barakat brachte ein Tablett mit Kaffeetassen, einer kleinen Schale voller Kekse und zwei Gläsern Wasser.

Die beiden jungen Männer lachten. Lutfi wusch sich schnell das Gesicht und setzte sich dann an dem kleinen Tisch in einen bequemen Sessel. Barakat nahm auf dem Sofa ihm gegenüber Platz.

»Draußen ist es noch zu kalt. Sonst hätten wir auf dem kleinen Balkon sitzen und den Sonnenaufgang genießen können«, sagte Barakat. Er dachte kurz nach. »Hoffentlich hast du dich erholt. Für dich als Städter muss das ja furchtbar sein, das Fest, die endlos langen Lieder dieses singenden Nilpferds und die noch längeren Lobeshymnen auf das Brautpaar. Was hat dich überhaupt hierher verschlagen?«

»Die Hebamme Nadime«, antwortete Lutfi. Da er merkte, dass der Name seinem Gegenüber nichts sagte, fuhr er fort: »Sie ist meine zweite Mutter oder meine beste Freundin und Beschützerin seit meiner Geburt. Sie war es, die mich um diesen Gefallen gebeten hat.

Aber sie war auch schon mal eine bessere Prophetin. Früher, als sie noch viel getrunken hat, konnte sie durch den Zeitschleier sehen und Ereignisse schildern, die noch in der Zukunft lagen. Und oft, sehr oft trat alles genau so ein, wie sie es vorausgesagt hatte. Heute passt sie wegen einer schweren Herzkrankheit mehr auf ihre Gesundheit auf und trinkt kaum noch was, aber deshalb irrt sie sich nun sogar schon in der Prophezeiung über ein Hochzeitsfest.

Ich sollte eigentlich längst in Frankfurt sein, doch ich habe ihr zuliebe den Flug um eine Woche verschoben, damit ich die Hochzeit hier an ihrer Stelle miterlebe. »Lutfi«, hat sie gesagt, »das wird ein rauschendes Fest. Ich kenne meinen Cousin Hasbani. Er ist ein mächtiger und großzügiger Mann. Geh hin und erlebe seine Gastfreundschaft, amüsier dich, bevor du Damaskus endgültig verlässt. Denn

Freude wird dich immer an uns binden. Nimm die Erinnerung an das Fest mit und erzähle den Deutschen, wie wir feiern. Außerdem tust du mir einen großen Gefallen damit. Du schlägst also zwei Fliegen mit einer Klatsche.« Doch jetzt fühle ich mich eher wie eine Fliege, die von zwei Klatschen getroffen wurde.«

Barakat lachte.

»Lach ruhig«, setzte Lutfi seine Rede fort, »aber es ist wirklich so. Statt das Leben bei meiner Molly in Frankfurt zu genießen, zähle ich hier in Tunbaki von Anfang an die Stunden. Dabei muss ich dauernd heucheln und den Gastgebern erklären, wie herrlich die Hochzeit sei. Fast jede Stunde kommt einer von der Familie Hasbani und fragt mich, wie ich das Fest finde.«

»Das müssen sie tun«, sagte Barakat und schlürfte laut und genüsslich seinen Kaffee. »Sie tun es nicht nur, um sich durch solche Schmeicheleien streicheln zu lassen, sondern weil die Hasbanis als erfahrene Gastgeber wissen: Wenn die Gäste dreißigmal am Tag papageienhaft wiederholen, wie schön das Fest ist, dann glauben sie nach sieben Tagen tatsächlich, es sei schön gewesen.«

»Ich nicht«, widersprach Lutfi. »Für mich bleibt das Fest auch dann noch fad. Was ist das nur für eine komische Sache! Der Bräutigam verbringt ein halbes Leben zwischen Öltürmen und heißem Sand in der Wüste Saudi-Arabiens und steht seinen Mann. Doch dann auf einmal lässt er sich willenlos wie ein Baby von seinen Eltern verheiraten. Er hat, wie du mir gesagt hast, deine Schwester vorher überhaupt nicht gekannt. Das ist doch verrückt. Und deine Schwester? Hast du die Trauer in ihrem Gesicht gesehen? Ich finde es sehr sympathisch von dir, dass du mir ehrlich gesagt hast: ›Man fühlt förmlich ihre Trauer und möchte am liebsten weinen.««

»Aber was hätte ich tun können? Meine Schwester wollte es ja nicht anders und nun spürt sie wahrscheinlich, dass

dieser Mann, den alle außer mir lieben und dem sie gestern in der Kirche für alle Zeit das Ja-Wort gegeben hat, ihr Herz doch nicht bewegt. Aber warum bleibst du eigentlich weiter hier? An deiner Stelle hätte ich das Geschenk abgegeben und wäre dann abgehauen.«

»Nein, das kann ich nicht tun. Ich habe Nadime mein Wort gegeben, dass ich sie würdig vertrete. Wenn ich sofort wieder verschwinde, fallen ihre Verwandten wie die Hyänen über sie her. Aber Nadime ist krank und kann Feindseligkeiten nicht mehr vertragen. Ich verdanke ihr viel. Sie hat mich von meiner Geburt an unterstützt, nun darf sie wegen ihrer Krankheit die Anstrengungen der Fahrt und der Feier nicht auf sich nehmen. Weißt du, außerdem hatte ich überlegt: Was soll es immerzu mit der Eile? Ich gehe nach dieser Hochzeit endgültig nach Deutschland und Nadimes Rat, mein Land mit den besten Erinnerungen zu verlassen, hörte sich gar nicht schlecht an. Aber wer rechnet denn mit so einem langweiligen Fest in diesem gottverlassenen Kaff hier! Da ist man ja anschließend wirklich froh, der Heimat zu entkommen.

Hast du gesehen, wie die Gäste essen? Als hätten sie seit einem Jahr nichts mehr zu sich genommen. Mein Tischnachbar hat mich so angewidert, dass ich am Ende aufgestanden bin und mich zum Glück einfach dort hingesetzt habe, wo es noch einen Platz gab – neben dich.

Der widerliche Tischnachbar war einer von diesen Schmarotzern, die alle Hochzeiten bevölkern. Er lacht laut und reißt Witze, das nennt er dann Stimmung machen. Aber eigentlich geht es ihm nur ums Fressen. Die Gastgeber sind wirklich großzügig. Mehr als zehn gebratene Lämmer haben sie zu den Tischen getragen. Und das Essen war von den Köchen herrlich zubereitet und zu wunderschönen Gemälden arrangiert worden. Aber als die Männer das große Blech mit dem gegrillten Lamm an unseren Tisch brachten, griff mein Nachbar mit beiden Händen hi-

nein, drehte und wendete das Fleisch und zog danach mit einem einzigen Ruck die besten Stücke heraus, häufte sie triumphierend auf seinen Teller und überließ Fett, Haut, Knorpel und alles Sehnige den anderen. Seine Hände waren Zangen, Messer und Schaufel zugleich, denn mit einem gekonnten weiteren Griff räumte er anschließend fast alle gebratenen Pinienkerne und Pistazien ab und häufte sie, mit etwas Reis getarnt, auf seinen zweiten Teller.

Dann rief er laut: »Gott segne den Bräutigam für seine Großzügigkeit!«, und alle anderen brummt es ihm heuchlerisch nach, obwohl sie dem Gastgeber am liebsten eine Ohrfeige verpasst hätten, dass er den Vielfraß ausgerechnet an ihren Tisch gesetzt hatte.

Und was habe ich an deinem Tisch erlebt? Du hast mit vielen schüchternen Gästen vor fast leeren Tellern, einem Stück Brot, ein paar Löffeln Reis und einer Tasse Jogurt gegessen, während sich zwei Monster, angeblich zur Erheiterung aller, um die Wette in das knusprige Lamm auf eurem Tisch hineinfraßen und dabei so viel sabberten, dass keiner außer ihnen das Fleisch mehr anfassen wollte. Der Ekel der anderen Gäste war natürlich genau das Ziel dieser beiden Festprofis. Gott sei Dank habe ich in dir schnell jemanden gefunden, der bei aller gebotenen Höflichkeit nicht heucheln will.

Nun, ich freue mich sehr, dass du mich aufgenommen hast. Du warst zum Glück schnell, denn deine Eltern waren zu schüchtern und haben wie alle anderen Verwandten dem alten Hasbani freie Hand gelassen bei der Verteilung der Gäste auf die Gastgeber. Um ein Haar wäre ich zur Übernachtung, zusammen mit dem Vielfraß, bei einer Tante des Bräutigams gelandet. Stell dir das vor.«

»Ich habe dich gleich bei deiner Ankunft bemerkt, als ich mit diesem verfluchten Tisch herumhantierte. Du hast so verloren dagestanden. Da dachte ich mir, dass ich eigentlich genauso fremd auf dieser Hochzeit bin wie du«, sagte

Barakat. »Du warst mir von Anfang an sympathisch und seit du mir kurz von Deutschland berichtet hast, will ich nur noch dir nahe sein. Denn nichts kann meine Traurigkeit und Langeweile so gut vertreiben wie eine Abenteuergeschichte.

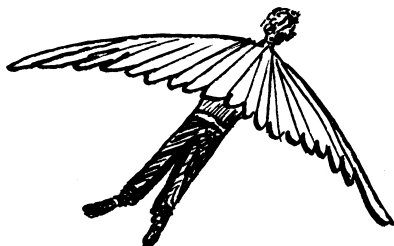
Gott sei Dank muss man nicht unbedingt Tag und Nacht im Haus der Hasbanis sitzen. An die dreihundert Gäste sind da. Das Gedränge ist so stark, dass es reicht, sich dem Bräutigam und seinen Eltern einmal am Tag zu zeigen. Wir können so lange hier unter uns bleiben, wie wir wollen, und uns amüsieren und dann immer noch zur Hochzeit gehen und uns kurz langweilen. Ich möchte zu gern deine Geschichte hören, weil ich selbst schon immer fortgehen wollte, aber meine Eltern haben mich bis jetzt zum Überleben gebraucht. Ich stehe seit meinem zehnten Lebensjahr in der Bäckerei und war noch nicht einmal in Damaskus. Aber ob du es glaubst oder nicht, jede Nacht träume ich von Australien. Ich lese jeden Papierfetzen, wenn nur Australien draufsteht. Nun sind meine Eltern nicht mehr in Not. Mein Vater denkt sogar an eine Vergrößerung seiner Bäckerei mit Verkaufsstellen in den Nachbardörfern.

Wie ist es dir im Ausland ergangen? Wie kommt man da zurecht?«, fragte Barakat plötzlich leise.

»Mein Leben in Deutschland«, antwortete Lutfi, »ist ein einziges Abenteuer und über vieles davon könnte ich nicht einmal mit meiner Mutter sprechen. Nadime, Molly und Micha, meinem Freund, erzähle ich alles, sonst niemandem. Doch die kluge Hebamme Nadime hatte Recht, als sie mir einmal sagte, man könne wichtige Dinge nur entweder einem absolut zuverlässigen Freund oder einem absolut fremden, aber sympathischen Menschen anvertrauen.

Du bist dieser Fremde, dem ich alles von mir erzählen will.«

Vom Vorteil, dem Rat einer klugen Frau zu folgen



Ich bin vor ein paar Wochen noch einmal nach Damaskus zurückgekommen, weil ich mich in Ruhe von allen verabschieden wollte, um dann endlich für lange Zeit in Deutschland zu bleiben.

Da die Hebamme wusste, dass ich nie auf legalem Weg einen Pass erhalten würde, hatte sie schon vor Jahren zu mir gesagt: »Hol dir deinen Pass beim Meisterfälscher Ali in Damaskus. Dann kannst du reisen, wie es dir beliebt. Und wenn du mal wieder nach Damaskus zurückkehrst, besorg dir gleich einen neuen bei ihm. Man kann ja nie wissen.« Weil ich das Land mehrmals illegal verlassen habe und leider in Handschellen zurückgekommen bin, war ich den Behörden bekannt. Sie geben mir nie einen Pass. Was blieb mir übrig, als zum Meisterfälscher zu gehen?

Beinahe hätte ich es diesmal vergessen, doch Nadime drängte mich so lange, bis ich zu ihm hinging und mir wieder ein nagelneues Reisedokument ausstellen ließ. Ein Prachtstück.

Drei Tage später wurde der Meister verhaftet. Was für ein Glück, dass ich auf Nadime gehört hatte!

Der Meisterfälscher Ali Scharabi sitzt jetzt wegen einer

dummen Eifersuchtsgeschichte im Gefängnis. Er hat mir früher schon etliche Pässe einschließlich Visum und Aufenthaltserlaubnis für Deutschland gezaubert. Und ich bin bei keiner Einreise am Zoll damit aufgefliegen. Es waren Juwelen aus seinen erfahrenen Händen.

Als die Kriminalpolizei in seiner Wohnung nach Beweismaterial für einen Mord suchte, den er begangen haben sollte, fand sie seine geheime Werkstatt für Pässe. Im Tresor hatte er die Stempel aller Länder der Welt zu einer UNO vereint. Manche Leute sammeln Briefmarken, andere Münzen, Meister Ali sammelte Stempel. Manche darunter sollen größer gewesen sein als die dazugehörigen Länder auf einer Weltkarte.

Man erzählte mir, die Polizisten hätten über seine modernen Geräte gestaunt, die angeblich nicht einmal die Druckerei der Regierung besitzt. Meister Ali übte seine Kunst mit Leidenschaft aus. Er fühlte sich wie ein Schöpfer und er führte sich auch so auf: wie ein Gott, mächtig, tatkräftig und schweigsam. Seine Schöpfungen sprachen für ihn mehr als alle Worte der Erde. Meister Ali ließ aus dem Nichts neue Menschen entstehen. Er schaute den Bittsteller an und sagte: »Du bist Kolumbianer«, und nach ein paar Tagen bekam Kolumbien einen neuen Bürger. Geld interessierte den Meister dabei weniger. Er hatte durch seine Druckerei genug verdient. Er war kinderlos und betrachtete all die Menschen, denen er eine neue Identität verschaffte, als seine Kinder. Immer war er in Sorge, seine Geschöpfe könnten durch eine Unachtsamkeit oder Ungenauigkeit verhaftet werden.

Und so ein Genie geht hin und ohrfeigt einen Nachbarn, der der sehr jungen Frau des alten Meisters schöne Augen oder, wie die Nachbarn tratschten, auch mehr machte. Eine Ohrfeige ergab die andere und sie führten zu Fußtritten. Als die Füße müde wurden, nahmen die Männer Messer. Der Nachbar stach wild auf seinen Rivalen ein. Er streifte